

Otar Tschiladse

Ausschnitt aus: »Ein Mensch kam daher«

(Aus dem Georgischen von Kristiane Lichtenfeld)

Phrixos' Tod folgten, nahezu Schlag auf Schlag, mehrere so sonderbare Dinge, die selbst der bis dahin furchtlosen und unbekümmerten Stadt Wani zu denken gaben, ja, ihr Schrecken einflößten. Beim Leichenschmaus stieß Aietes versehentlich mit der Hand gegen einen Salznapf und verschüttete alles Salz über die Tafel. Die Menschen hielten den Atem an: Streit würde es geben, dazu noch mit Aietes! Aus Aietes' Gesicht wich alle Farbe: Der Widder, ich hätte ihn nicht töten lassen sollen, dachte er erneut und lächelte gezwungen, darauf holte er mit der hohlen Hand all das verschüttete Salz wieder ein und fraß es aus der Hand wie ein Pferd. Am selben Tag geschah es in mehreren Gegenden der Stadt und, wie man im nachhinein feststellte, überall zur selben Zeit, daß die im Abfall wühlenden Schweine plötzlich wie wild übereinander herfielen und sich erst besnftigten und voneinander abließen, als man sie mit Kochendwasser übergoß. Wenig später widmeten sich die Schweine, als sei nichts geschehen, wieder mit Gegrund den Abfallhaufen. Die Menschen hatten die Schweineraserei noch kaum vergessen, da versetzte ein ungewöhnlicher Traum sie erneut in Unruhe. Den Traum hatte Bedia gehabt, ihm gehörte er mithin, weil er ihn aber nicht für sich behalten konnte und ihn Bacha, dem Weinhändler im Keller mit den vierzig Stufen, mitteilen mußte, kannte den Traum alsbald die ganze Stadt, wurde er Eigentum der Stadt, und alle Menschen sprachen von ihm, als hätten sie ihn alle miteinander und zur selben Zeit geträumt. Die Wahrsager hatten ihre liebe Not, den Traum zu deuten, aber er verlockte sie, sie erbaten sich Zeit, türmten Talismane und Zaubermittel vor sich hin und starrten wie die Eulen auf das geheimnisvolle Dunkel des Unlösbaren. Der Traum indessen war tatsächlich sonderbar: Zwei Glatzkopfmänner besuchten darin die Stadt Wani, einander ähnlich wie Brüder, und beide lachten sie in der einen Gesichtshälfte, und in der anderen trauerten sie. Und wer immer ihnen begegnete, ob Alt oder Jung, Frau oder Mann, jedem schob er eine Weintraube zu, dabei trugen sie gar keinen Korb bei sich, nicht auf dem Rücken und nicht in der Hand. Wohin man sah, überall aßen die Menschen frischen Wein, und ihre eine Gesichtshälfte lachte, während die andere trauerte. Die Weinbeeren waren daumendick, aber wässerig und ohne Geschmack, etwas tränenhaft Salziges, Bitteres haftete ihnen an. Die Menschen jedoch aßen sie, und wenn eine Traube zu Ende ging, reichten ihnen die glatzköpfigen Brüder eine nächste zu und lachten dröhnend und so laut, daß es war, als ob der Himmel einstürzte. Was bedeutet er bloß, der verfluchte Traum! fragten sich die Wanner betroffen und fanden keine Ruhe.

Die allgemeine Verwirrung machte sich das Meer zunutze – es wich einen weiteren Schritt zurück, und mit solcher List, daß es sogar seinen wachsamen, beharrlichen Wächter, Bedia mit der Seilrolle um den Hals, übertölpelte. Sonst hätte es Bedia wohl kaum

täuschen können, aber zuerst Phrixos' Tod und dann der Traum hatten ihn für kurz aus dem Geleise geworfen, und als er die Heimtücke des Meeres bemerkte, da war es schon zu spät, da lohnte es nicht mehr, Alarm zu schlagen, und Bedia sah sich genötigt, mehr Leine zu geben.

Angefangen hatte alles mit dem Töten des Widders. Als der Schlächter dem an den Füßen aufgehängten toten Tier das Fell abzog, riß es ihm schier die Arme weg, mit dem Knie noch wollte er sich stützen, doch er fand keinen Halt mehr, und das herabgleitende Vlies begrub ihn unter sich. »Hilfe, es erdrückt mich!« schrie der Schlächter, puterrot im Gesicht. Das Widderfell war in der Tat schwer wie ein Klumpen Gold. Zwanzig Mann plagten sich, seinen Saum anzuheben, damit der Schlächter die gequetschten Beine hervorziehen konnte. Vielleicht hätte ich den Widder nicht töten sollen, hatte Aietes da erstmals gedacht. Unwillkürlich wichen die Menschen sämtlich zurück, als ginge von dem am Boden liegenden Schaffell eine Zauberkraft aus. Verwirrt starrten sie auf den König. Aietes lächelte, mehr zur Beruhigung der Menschen, und sagte: »Jetzt seid ihr wohl überzeugt, daß dies kein gewöhnliches Schaf gewesen ist.« Darauf versank er in Nachdenken, sah stirnrunzelnd zum Himmel, als schaue er Phrixos' Geist hinterher. Wenig später erstrahlte sein Gesicht abermals in erzwungenem Lächeln, und er fuhr fort: »Dies ist Phrixos' Geschenk, wir müssen es annehmen und für es Sorge tragen. Eines Toten Wunsch ist heilig.« So wurde das Fell eilends in den Palast getragen, und noch heller erstrahlten Aietes' Gemächer. Aietes ließ in die Wand hinter dem Thron eine Nische hauen, dorthin hängte er das Widderfell. Vor die Nische wurde eine Tür gesetzt, vor die Tür ein Teppich gehängt und danach der Thron wieder an seine Stelle gerückt. »Sei nun beruhigt, mein Schwiegersohn, dein Geschenk wird hier schadlos verwahrt«, sprach Aietes und setzte sich auf den Thron.

Die Stadt Wani nahm wieder ihr übliches Aussehen an, jedermann besann sich auf seine Geschäfte und sein gewohntes Treiben. Wie zuvor lärmten die Werkstätten, den Hafen erfüllte Betriebsamkeit, es war ein Kommen und Gehen, die Schiffe wurden entladen und mit neuer Fracht versehen. Über Straßen und Plätze schlenderte sorglose Jugend, Mädchen und Burschen, und bei der Heimkehr befragten die Alten sie nach Neuem in der Stadt. Achselzuckend antwortete die Jugend: »Gar nichts Neues ist los, wir sind nur umherspaziert und haben nichts Besonderes gehört oder gesehen.« Wahrhaftig, wenn sie's genau überlegten, staunten sie, weil alles Erlebte schon hundertmal Gesehenes, Gesagtes, Gehörtes war.

Doch ganz so, wie es auf den ersten Blick schien, war es in Wirklichkeit nicht. Allmählich und kaum wahrnehmbar veränderte sich alles: der Mensch wie auch die Stadt, die der Mensch sich gebaut hatte zum Schutz vor der Welt draußen, vor wilden Tieren, auf daß er nicht mehr vor Angst und Kälte in der feuchten, finsternen Höhle zittern mußte und geruhsam dahinleben, sich mehren und ebenso geruhsam den Nachkommenden Platz machen konnte. Die in den Mauern der Stadt gelebte Zeit hinterließ Spuren. Der alternde Mörtel bekam Sprünge und bröckelte, die Wagenräder furchten das Pflaster, Sonne und Regen bleichten die Ziegel der Dächer; die Bäume wuchsen in die Höhe, ihre Stämme in die Breite, und die ausgedörrte Rinde platzte auf ihrem Körper. Auch Möbel und Geschirr wetzten sich ab, verbrauchten sich, aber der Mensch bemerkte es nicht, weil alles vor seinen Augen geschah und er selbst an den Wandlungen teilhatte. Nicht einmal die in ihm selbst vorgehenden Veränderungen fielen ihm auf, schließlich wußte er heute mehr als gestern, dem Wissen des Vorfahren hatte er seines hinzugefügt, und dieses Wissen hatte ihm die Wachsamkeit genommen, welche dem Vorfahr so nötig

gewesen, der, in der Höhle verkrochen, beklommenen Herzens die geheimnisvollen Laute der Welt draußen lernte. Dem Menschen kam nun die Angst abhandeln, vielmehr entwickelte er das Geschick, seine Angst zu verbergen, denn er wußte bereits um die Unpaußbarkeit des Todes; er hatte sich überzeugen können, daß die Welt nichts anderes war als ein streng eingehaltener Wechsel von Tod und Leben: eines erzeugte das andere, brachte es hervor aus dem unerschöpflichen Schoß der Mutter Natur. Selbst in den ewigen Kreislauf von Tod und Leben gebunden, bewegte ihn nur die eine Sorge: aus dem Kreis nicht hinausgeschleudert zu werden. Die ewige, unaufhörliche Veränderlichkeit von Zeit und Natur hielt sich die Maske der Eintönigkeit vors Gesicht, um unerkannt zu bleiben und ungestört ihr Werk zu verrichten. Das Leben war ein Rätsel und würde es bleiben, denn des Rätsels Schwierigkeit und Einfachheit bestanden ja darin, daß, was immer auf der Welt geschah, gleichsam wegen des Menschen, mit Hilfe des Menschen, um des Menschen willen, aber dennoch ohne sein Zutun geschah... Statt dessen wachte, wohin er auch sah, ein göttliches Auge über ihn. Er umgab sich mit so vielerlei Gottheiten – aus Holz geschnitzten, aus Lehm geformten, aus Kupfer und Gold gegossenen –, daß er sich wahrhaftig nicht noch den Kopf mit der Lösung des ewigen Rätsels zerbrechen konnte. Die Gottheiten waren wie Vater und Mutter streng und nachsichtig und wußten besser als er, wofür man ihn strafen und wovor man ihn schützen mußte. Er hingegen glich dem liebenden Sohn, der die Eltern zu früh verloren hatte und darum außerstande war, ihnen ihre Liebe und Fürsorge zu danken, und dessen ganzes Trachten nun darauf gerichtet war, die Stätte ihrer ewigen Ruhe zu pflegen. Und so hegte und heiligte er die vor ewigem Schweigen und vor Weisheit angespannten Gesichter, die vor ewiger Mütterlichkeit schwellenden Brüste, die vor ewiger Manneskraft und Siegesgewohntheit geblähten Muskeln von Schultern und Waden. Für sie fütterte der Mensch mit besonderer Nahrung Haustiere und Geflügel heran, ackerte er im Schweiß seines Angesichts unter der wütenden Sonne, und zerstoßen von den trockenen Granen des Getreides, weihte er ihnen die erste Garbe und brachte ihnen aus dem Weingarten die erste Traube dar. Er ehrte gleichermaßen alle Götter und hielt sich heraus, wenn – wie stets seinetwegen und einmal mehr ohne seine Einwilligung – die Götter sich gegenseitig verheerten oder vermehrten, einander reicher oder ärmer machten, schwächten oder stärkten. Seine Anbetung, seine Demut, sein Götterdienst waren ewig, unerschütterlich, unausrottbar und auch nicht wählerisch, waren doch in Wirklichkeit alle Götter, die alten wie die neuen, die siegreichen wie die unterlegenen, letztlich stets dieselbe Gottheit, ein wenig modifiziert nur und jedesmal mächtiger, prächtiger, weiser und größer.

Zur selben Zeit gab es in Wani noch einen weiteren ungewöhnlichen Traum, und wenn er nicht wie Bedias Traum Allgemeinbesitz wurde, dann darum, weil diejenige, die ihn träumte, ihn niemandem zu erzählen wagte. Die ihn träumte, war Aietes' jüngste Tochter, Medea. Die Geschehnisse im Palast und überhaupt in der Stadt hatten Medea verwirrt und sie nachdenklich gemacht. Zwar lebte Medea in ihrer eigenen Welt, und die Welt, in der all die Geschehnisse geschahen, war ihr nicht sehr verständlich, aber je mehr Zeit verging, um so beachtenswerter, lebendiger und verlockender wurde ihr diese Welt. Wie aus dem Türspalt eines feiernden Hauses drang dann und wann von dort Karissas sorgloses Lachen. Medea stand diesseits der Tür, und seltsam erregend war für sie das Lachen der Schwester, sie spürte davon im Mund gleichsam den Geschmack von Blut, und ein ungewöhnlicher, fremder Duft nicht existierender Blumen wehte sie an. Niemals entstand in Medea der Wunsch, durch diese Tür zu treten oder auch nur einen

Blick ins Innere zu tun; sie genierte sich, fürchtete, mit Spott empfangen zu werden, mit dem Ausruf: Was will die denn hier? Medea fühlte sich zudem unbehaglich, weil sie nicht verstand, wovon ihre Schwester sprach. Die öffnete vor ihr das Herz, aber Medea verstand nicht, darin zu lesen. Dank Karissa aber verlor Medea ihre Ruhe; ohne ihr Herz zu befragen, unternahm sie nunmehr keinen Schritt und sagte sie kein Wort, und wenn ihr Herz etwas nicht guthieß, dann machte es ihr die Hölle heiß, daß dagegen Tante Kamars Zurechtweisungen verblaßten, und die ganze Nacht bis zum Morgen weinte Medea bitterlich, das Gesicht ins Kissen gepreßt. Nun frage mal deine Schwester, ob die nicht Grund zum Weinen hätte, gab das Herz keine Ruhe, und Medea wußte nicht, was tun, wo sich verbergen vor seiner unerbittlichen Stimme. Wieso sollte Karissa nicht weinen, sie hat ja ihren Mann verloren, antwortete Medea dem Kissen, aber ihr Herz wollte auf anderes hinaus und flüsterte ihr anderes zu. Weil es versteckt war, nicht antastbar, konnte es sich einfach alles erlauben.

Medeas Überzeugung nach war Phrixos Karissas Gottheit gewesen, ihr Götze, der seiner treuen, schönen Sklavin prächtige Söhne geschenkt hatte. Doch spürte Medea auch, besonders zuletzt, besonders nach jenem jüngsten Gespräch mit Karissa, daß etwas vorgefallen war und das Einvernehmen getrübt hatte, welches unbedingt zwischen einem Gott und seiner Sklavin herrschen mußte. Daß Götzen eigenwillig sind, war Medea bereits genügend bekannt, aber eine Sklavin ist darum Sklavin, daß keine Laune ihres Gottes sie um die Geduld bringt und sie ihre Pflichten vergessen läßt. Wie oft schon war es passiert, daß Medeas Gottheit eine finstere Miene aufsetzte oder sich gar in den Wolken verbarg, Medea aber hörte nicht auf, sie anzubeten und ihr zu dienen. Zwar waren Medeas und Karissas Gottheit nicht dieselbe, aber beide ähnelten einander, und sei es darin, daß jede einer Sklavin bedurfte. Obgleich Phrixos gestorben war und sein unverhoffter Tod Medea nicht weniger betrübte als die anderen, so war dies für sie dennoch der Tod einer Gottheit, also etwas Hoffnungspendendes. Starben Gottheiten denn nicht? Aber sie waren eben Gottheiten, weil sie sterben und wiederauferstehen, wiedergeboren werden und noch mächtiger und prächtiger als zuvor in diese Welt zurückkehren konnten. Und das Herz hüpfte und flatterte wie eine Frucht im Mutterleib und tat der Welt mit dumpfen Stößen kund: Genug jetzt, ich will hinaus in die Welt! Medea schien es, als ob ihr Innerstes offenliege, als brauchte sie nur die Hände von der Brust zu nehmen, und alle Menschen könnten ihr Herz sehen, welches groß und rot war wie die Blume in Karissas Haar. Das Herz führte sich auf, als ob es beengt war im zarten Mädchenkörper; entweder würde es seiner Gefangenschaft entspringen und wie ein ans Ufer geschleudertes Fisch, komisch zwischen den Steinen flatternd, sein Leben aushauchen, oder aber es würde seine Besitzerin packen und hineinragen in den tosenden Strudel des wahren Lebens, durch Staub und durch Schmutz, dem Wind entgegen, wie ein durchgehendes, schaumbedecktes, mit Kletten beklebtes Reitpferd die an seinen Rücken geschmiegte Reiterin.

Was ersann das Herz nicht alles, um Medea zu schrecken und zu verwirren und sie spüren zu lassen, um wieviel stärker es war, weitblickender, klüger als seine Herrin. Paß auf, ich werfe dich den Hunden zum Fraß hin! drohte Medea, die Geduld verlierend, das Herz aber in seinem sicheren, dunklen Versteck wiederholte immerfort dasselbe und brachte mit seinen schmerzhaften, alles umwälzenden Metamorphosen das ohnehin aufgewühlte Mädchen schier zur Verzweiflung. Frage doch mal deine liebe Schwester, ob ihr Mann gestorben ist oder ob sie ihn getötet hat – ob er gestorben ist oder ob sie ihn getötet hat! dröhnte das Herz wie eine überm Feuer erhitzte Trommel.

Natürlich, das Herz übertrieb! Phrixos war nicht durch Gift und nicht durch den Dolch gestorben, ihn hatte einfach der Tod, sich ihn zum Opfer wählend, getötet. Dennoch stahl sich Medea in der Nacht in jenen Saal, wo der Tote aufgebahrt lag. Na, nun beruhigt? rief Medea ihrem Herzen zu, aber es gab keine Ruhe und behauptete wie zuvor, daß, um einen Menschen zu töten, Gift und Dolch nicht unbedingt vonnöten seien. Eines wurde Medea immerfort von neuem bewußt: wie gefährvoll, wie unerbittlich war die Welt ihrer älteren Schwester, wie schwierig lebte es sich dort in jener Welt, in die das Herz sie mit jedem Tag hartnäckiger, drängender zog. Karissas Welt war gefährvoll und verlockend zugleich – unentwegt passierte etwas darin, unentwegt wurde etwas errichtet oder zerstört, stürzte polternd etwas herab, herausfordernd stolz ob des unausweichlichen Untergangs und ob der Möglichkeit, wenigstens für eine kurze Weile alles ringsum in seinen Staub hüllen zu können.

Medea lebte noch ihr gewohntes Leben. Allmorgendlich bestieg sie den mit Maultieren bespannten Wagen. In der rechten Hand hielt sie die Zügel, in der linken die Peitsche, und von zwölf Dienerinnen begleitet, fuhr sie in den Garten von Dariatschangi. Aber auch dort, im Tempel ihrer prächtigen Gottheit, fand sie keinen Schutz vor den leidenschaftlichen, begeisternden, kühnen Stimmen, die sie jetzt noch ungezwungener als früher erreichten, sie derb schüttelten und rüttelten, als wollten sie sie aus dem Schlaf reißen und in ihre Höhle entführen. Das Herz war an allem schuld, das Herz ließ ihr keine Ruhe – bald greinend, bald flehend, bald nörgelnd zog es sie stets in die eine Richtung, wie ein an den mütterlichen Rock geklammertes Kind die Mutter, die auf der Straße mit der Nachbarin schwatzt, nach Hause zieht. Du spielst, indessen die da leben! seufzte das Herz, und sosehr Medea sich taub stellte, so fest sie die Augen schloß, alles um sie her erschien ihr verwandelt, als sei von dem rhythmischen Pochen des in ihr nistenden unsichtbaren Geschöpfs allmählich die tönernerne Maske zerborsten, hinter der die Welt vor ihr bisher ihr wahres Gesicht verborgen gehalten hatte. Medea kam es vor, als ob Garten und Tempel früher größer, geräumiger gewesen seien. Entweder hatte sie nicht deren Schrumpfen bemerkt, oder aber sie selber war so sehr gewachsen, daß ihr der Raum zu eng erschien, in dem sie sich früher hatte verlieren können wie das braungelbe, flaumige Küken aus dem Lied ihrer Sklavinnen. »Ihr Hirsekörner, rings verstreut, das braune Küken pickt euch auf...«, summte Medea unwillkürlich vor sich hin und lächelte wehmütig – wie jenem Küken, so stand auch ihr Schwieriges bevor: sich anzupassen an die umgebende Welt und abzuwarten, bis diese andere Welt, aufgewühlt noch nach Phrixos' Tod, sich beruhigte und Medea in Frieden ließ, denn Medea hatte ihre eigene Welt, ihr hinterlassen von Tante Kamar, erbaut aus den Ziegeln von Tante Kamars Wissen und mit dem Mörtel von Tante Kamars Duldsamkeit verfestigt. Aber Tante Kamars Wissen und Duldsamkeit hatten anscheinend nur für drei Mauern ausgereicht – nämlich schon hier, im Garten von Dariatschangi, tummelten sich ungezügelt die aus Karissas Welt herbeieilenden Winde. Übrigens waren sie, bevor Medea ihrer gewahr wurde, hierhergedrungen, und die Samen, von ihnen herbeigetragen, waren im Erdreich längst aufgegangen und lauerten versteckt in der Sonnenwärme und verströmten reichlich betörenden Staub und Flaum, und die zwölf Dienerinnen, davon angestachelt, warfen die Kleider ab und tollten gleich Fohlen durch den Garten, von grundloser Fröhlichkeit in grundlose Trauer wechselnd, und alle ihre Gespräche, Handlungen, Lieder waren von spielerischem Geist umweht wie alle kindlichen Geheimnisse. So würde es fortdauern, bis die Zeit diese Fohlen in den Stall triebe – hinein in jene Welt, wo das Spiel zum Leben wird und wo die Wirklichkeit den Traum verdrängt. Dort im

Stall würden für sie der duftende Garten und das sonnenhelle Meeresufer zum Wunschtraum werden, doch würden sie nie wieder als die, die sie jetzt waren, dorthin zurückkehren können, und auch Garten und Meeresufer wären nicht mehr dieselben wie vorher, nach und nach würden sie die leuchtende Farbe verlieren, schrumpfen und sich mit jedem Tag mehr entfernen, indessen das Murren des Ehemanns und das Greinen der Kinder ihnen die Zügel kürzer und kürzer hielt.

Die kleine, vom Apfelbaumlaub beschattete Welt konnte man nur verlassen und die andere, große Welt nur betreten. Ihnen allen stand unausweichlich ein solcher Wechsel bevor. Das Herz sagte die Wahrheit, aber diese Wahrheit schreckte und erregte vorerst Medea nur, obgleich sie schon begriff, daß es auch ihr an Wissen und Duldsamkeit fehlen würde, um jene vierte Mauer zu errichten, die Tante Kamar bewußt oder unbewußt unerrichtet gelassen hatte. Eher konnte Medea die drei vorhandenen Mauern zerstören – ohne Bedenken und ohne Bedauern, wie ein Kind, das, zum Essen gerufen, sein aus Klötzchen errichtetes Haus einreißt.

»Ihr Hirsekörner, rings verstreut,
das braune Küken pickt euch auf...«

Lautlos sang Medea, ohne zu begreifen, was mit ihr vorging, eine unerklärliche Erwartung zehrte an ihr, und um so mehr quälte sie sich und konnte nicht verstehen, worauf sie denn wartete. Der Traum, den sie hatte, brachte ihr Erleichterung, vielleicht war er, dachte sie, das Erwartete, doch der dreiste Traum und das Wonnegefühl, das er in ihr wachrief, schreckten und verwirrten sie. Anscheinend aber litt der Traum selbst an Verwirrung, er hatte wohl die Schwestern verwechselt und war anstatt Karissa Medea erschienen, obgleich er doch eher zu Karissa paßte, wie Medea glaubte. Der Held des Traums glich einer von den Toten auferstandenen, aus der Unterwelt wiedergekehrten Gottheit, die mit göttlicher Ruhe und sicheren Schritts über die Erde ging, um sich zurückzuholen, was für sie vorübergehend verloren war.

Nach diesem Traum dachte Medea die ganze Nacht über an Phrixos. In der Tat ähnelte der Held ihres Traums irgendwie Phrixos, obwohl er diesen an Schönheit, Kühnheit und Kraft übertraf. Das aber war nicht verwunderlich, denn der Tod weckt in einer Gottheit die Lebenskräfte, ähnlich wie der Wind das Feuer erst entfacht. Falls das aber der durch den Tod verwandelte Phrixos gewesen war, wieso war er dann Medea erschienen und nicht Karissa? Es wäre doch viel natürlicher gewesen. Oder hatte sich womöglich Medea verwandelt und Karissas Aussehen angenommen? Wie oft hatte sie davon geträumt, so schön wie Karissa zu sein, und wie oft war ihr schon das Herz stehengeblieben, wenn Karissa irgendein Staubkörnchen ins Auge geriet und sie schrie: »Hilfe, ich bin blind, ich kann nichts mehr sehen!« Medea brach der kalte Schweiß aus, wenn sie sich Karissa blind vorstellte, mit erloschenen Augen, und völlig geschwächt, konnte sie kaum erwarten, daß Karissa die Hand von den Augen nahm. Dann aber, strahlend vor Glück, sah sie verzückt auf die Schwester, die, mit nur leicht gerötetem Lid, so schnell mit den langen, feuchten Wimpern flatterte, daß es schien, als wollte sich ein schwarzer Falter auf eine Blüte setzen.

Vielleicht aber auch hatte Karissa Medeas Jugend und jungfräuliche Unberührtheit angenommen, um ihrem wiederauferstandenen Mann in jungfräulicher Unschuld zu begegnen? Von solchen Gedanken zersprang Medea fast der Kopf, verwirrt und beschämt, fürchtete sie sich, auch nur einen Blick aus dem Hause zu tun, und wenn sie wieder heimkam, mußte sie sich zwingen, ins Haus zu gehen, aus Furcht, es könnte sie jemand schelten oder verspotten. Das Kleid beengte sie, als ob sie darin gebadet und es

danach am Körper getrocknet hätte. Richtig frei fühlte sie sich nur in der Gesellschaft ihrer Neffen, und voll Ungeduld wartete sie darauf, daß die vier kräftigen, kühnen Burschen kamen und sich zu ihr setzten. Ihre eckigen Bewegungen, ihre lauten, ungenierten Stimmen gossen Balsam in Medeas aufgewühlte Seele. Die jungen Burschen besaßen jene überschüssige Kraft, an der es Medea mangelte, und diese Kraft brauchte sie jetzt wie ein Geländer, sie, die auf der letzten Stufe der Kindheit stand, mit vor Höhe und Neuheit schwindelndem Kopf. Die Jungen ihrerseits kamen nach dem Tode des Vaters häufiger zu ihr, ihrer Tante und Schwester. »Tante« nannten sie sie scherzhaft, und Medea lachte herzlich darüber, so sonderbar fühlte sie sich als Tante der ihr Gleichaltrigen. Die Jungen durchwachten ganze Nächte bei endlosen und wirren Gesprächen, voll Freude und auch ein wenig verwundert darüber, daß die Kinderfrauen sie nicht mit Gewalt ins Bett steckten. Sie fühlten, daß sie erwachsen waren, dieses Bewußtsein verlieh ihnen Kühnheit, und sie leisteten sich mehr Freiheit als nötig, denn von allem wollten sie so viel wie nur möglich und wollten es sofort, auf der Stelle.

Dann und wann klopfte Karissa an die Tür: »Wovon redet ihr bloß so lange?« fragte sie, ging aber nicht hinein, gleichsam weil sie verstand, daß ihre Kinder groß waren und dort ihr Platz nicht mehr war. Davon zeugte auch ihre müde, fast bittende Stimme. Früher, da konnte Karissa sie anfahren und alle vier mit Püffen vor sich hertreiben, und keiner der vier hätte dagegen aufgemuckt. Jetzt dagegen lachten sie nur, wenn sie die Stimme der Mutter hörten, und antworteten durch die Tür: »Aber Mutter, was sollen wir jetzt schon schlafen, wir sind doch keine Kinder!« Sie wollten keine Kinder mehr sein, eben darum waren sie es noch.

»Wenn man diese Kürbiskerne nicht ißt, ist das Leben gar nichts wert«, erklärte Argus, und alle vier schnalzten mit der Zunge, als stünde vor ihnen ein Korb voller gerösteter und gesalzener Kürbiskerne. »Haben unsere Kürbisse denn keine Kerne?« wunderte sich Medea und blickte voller Begeisterung auf die mähnigen Köpfe ihrer Brüder, in denen ihr so unverständliche Gedanken wohnten. In den Brüdern aber steigerte ihr begeisterter Blick noch den Wunsch, sich vor diesem einzigartigen Mädchen, das ihnen zugleich Tante und Schwester war, zu brüsten und großzutun. »Wer weiß, wer da das Hab und Gut unseres Vaters verschleudert, wir werden gleich hinkommen!« drohten Phrixos' Söhne, und ihre Drohung galt auch dem Großvater Aietes, über den alle vier gründlich verärgert waren, weil er im Totenhain vor allen Leuten erklärt hatte: »Genug, alle bleiben auf dem Platz, auf dem sie sind!« Phrixos' Körper schwankte noch im Wipfel des Baums, da erwogen seine Söhne, sich mit Fäusten die heißen Tränen abwischend, schon die Flucht. Das heißt, nein, die Flucht erwogen sie erst nach Aietes Worten: Genug, alle bleiben auf dem Platz, auf dem sie sind! Und Aphrassion dachte da: Sowieso laufen die weg! und erschrak, denn ihm durfte nicht zufällig entschlüpfen, wovon vorerst nur er allein wußte. Gewiß, Phrixos' Söhne selber dachten in diesem Augenblick an Flucht, aber noch war nichts beschlossen, war alles nur eine Drohung. Seit dem Tag, da Phrixos gestorben war, blickte Aphrassion nicht auf, ganz als ob er die Ursache für den Tod des Schwagers wäre, als ob seinetwegen seine Schwester zur Witwe und die Neffen zu Waisen geworden wären. Ein solches Empfinden kam in Aphrassion gleichsam nicht ohne Grund auf – schließlich hatte er als erster Phrixos' nahes Ende gespürt; für ihn war Phrixos bereits tot, als er, gesundet, vom Bett aufstand, und bis zum Gürtel nackt, im Graben stand und Erde schaufelte. Der Tod ließ sich zuerst in Aphrassions Bewußtsein nieder, und von dort wechselte er über auf Phrixos. Zwar konnte Aphrassion nichts tun, er war außerstande, den Tod zu behindern, daß er aber sein Kommen

voraussah, erschien ihm als hinreichende Schuld – der Tod machte ihn zu seinem Komplizen, zum Mitwisser, und wenn auch Aphrassion jenes Wissen nicht für sich behielt, so hatte dieses doch böse Folgen, denn bei den Neffen machte er sich damit verhaßt. »Du hast den Tod unseres Vaters gewollt, deshalb hattest du solche Gedanken«, sagten ihm Phrixos' Söhne.

Aphrassion ging wieder und wieder in den Wald, und das Gesicht ins Gras gepreßt, weinte er im Gedanken an den traurig lächelnden Phrixos, an die sorglos lachende Kariessa und an die vier Jungen mit den aufgeschürften Knien und dem schweißverklebten Haarschopf, die einer nach dem anderen von der Burgmauer hinuntersprangen. Danach ging er gesenkten Hauptes umher und verbarg vor allen das verheulte und von Erde verschmierte Gesicht. Phrixos schwand dahin, rann fort wie Wasser aus einem angeschlagenen Gefäß. Angesichts der Sorglosigkeit seiner Söhne packte Aphrassion das Grauen, er hielt nicht länger an sich und sagte: »Euer Vater wird sterben.« Die vier bekamen erdfahle Gesichter, nur mühsam wandten sie die vor Haß flackernden Augen vom Onkel ab, der wie ein Kind schluchzte und ungelenk seine Tränen abwischte, dann machten sie kehrt und gingen. Aphrassion aber strömten die Tränen übers Gesicht, denn er liebte ja Phrixos und dessen Söhne.

Als Aphrassion im Totenhain dachte: Sowieso laufen die weg!, blickte Argus ihn finster an, als ob er die Gedanken des Onkels erriet und ihn warnen wollte, die Zunge im Zaum zu halten. Aphrassion jedoch hatte nicht vor, irgend jemandem irgend etwas zu offenbaren, denn so manches Mal hatte er sich überzeugen können, daß eine Warnung nichts bewirkte und ohnehin alles so geschah, wie es geschehen sollte, wie es von den Schicksalsgöttinnen beschieden war. Und darum lebte Aphrassion wie im Traum, er sah alles voraus, konnte aber nichts tun, sein Wille war machtlos. Sein Wissen drückte ihn nieder, es war für ihn wie ein ständiger Vorwurf. Niemand wollte wissen, was ihn künftig erwartete, gleich ob es Trauriges oder Freudiges war. Eines nur tröstete Aphrassion: er wußte auch, daß er selber nicht mehr lange leben würde.

An dem Tage, da Medea den Traum haben sollte, ging Aphrassion am Morgen allein im gefegten und mit Wasser besprengten Burghof umher und lächelte der Schwester, als sie in ihrem maultierbespannten Wagen vorüberfuhr, seltsam zu – soviel Wärme, Liebe und Bedauern lagen in seinem Lächeln, daß Medea unwillkürlich erbebt. Zerstreut lächelte sie zurück, und aus unbekanntem Grund gab sie den Maultieren die Peitsche. Die Tiere, gekränkt, schwenkten den Kopf und zogen den Wagen durchs Tor. Medea war bereit für ihren Traum, der ihrer inneren Erregung, Verwirrung, ihrem unbewußten Streben nach dem Unbekannten die prächtige, aber schwere Krone aufsetzen sollte.

An jenem Tag badeten die Mädchen lange im Meer. Später legte sich Medea seitwärts in den heißen Sand und sah in die untergehende Sonne. Dunkle, von Purpur durchglühte Wolken türmten sich am Horizont. Wasser und Sonne hatten Medea so sehr ermüdet, daß sie sich nicht regen mochte, dabei wußte sie, daß es Zeit war zum Aufbruch. Eine abendliche Brise riffelte das Wasser – kleine, weiße Wellen, aus dem Stall gelassenen Lämmern gleich, tollten dahin, stießen zusammen, überstürzten sich. Der Sand kühlte allmählich ab, Medea fröstelte, aber sie stand nicht auf, als ob ihr befohlen worden wäre, liegenzubleiben und abzuwarten. Was sie erwarten sollte, wußte sie nicht, aber sie spürte, daß etwas geschehen sollte, etwas, das sie zugleich schreckte und interessierte.

Und siehe, ihr Warten war nicht vergeblich: dem Meer entstieg ein Mann. Die Stimmen der Gefährtinnen tönnten leise in der Ferne. Medea sah zunächst nur einen schwarzen Schatten, denn der dem Meer Entsteigende verdeckte mit seiner Gestalt die Sonne.

Es wurde jäh dunkel. Medea fröstelte stärker, verwundert sah sie dem auf sie Zukommenden entgegen. Weder schickte sie sich an aufzustehen, noch langte sie nach ihrem Kleid, als ob sie vor dem Unbekannten, der da kühn auf sie zuschritt, so nackt, wie sie war, liegen sollte. Medea lag auf dem Rücken, die Arme ausgebreitet. Der Mann näherte sich, unter seinen Füßen knirschte der Sand, der bronzefarbene Körper glänzte wie gefettet, das von einem goldenen Band zusammengehaltene Haar wallte wie Strudel. In der Hand hielt der Fremde einen Dreizack, und er kam geradewegs zu Medea, unbeirrt, als wüßte er sich erwartet, und auch, von wem. Medea schloß die Augen, ein Zittern überrann sie, als ob jemand mit einem rauen Feigenblatt über ihren nackten Körper strich. Als sie die Augen wieder aufschlug, kniete der Mann zu ihren Füßen, den Dreizack hatte er mit dem Griff in den Sand gerammt, und die drei spitzen Zinken blinkten wie ein Gestirn. Mit beiden Händen, behutsam, als handle es sich um ein Küken, hob der Mann Medeas Fuß empor und küßte die rosige Sohle. Medea überlief eine warme Welle, ihr war, als ob jäh das Meer übers Ufer rollte. Medea, erschläfft, gab sich ganz dem Willen der Welle anheim, und ein Wonnelächeln legte sich ihr auf die Lippen. Der Mann biß ihr ganz leicht in den großen Zeh, strich langsam mit heißer Hand das Bein entlang und legte die Hand auf den wie Schäfchenfell lockigen Hügel. Medea schien es, als wollte die seltsame Wonne nicht enden, diese Wonne, die sie, wer weiß wohin, zog, in sich einsog, erweichte und sich anschickte, sie zu verschlingen. Unwillkürlich klammerte sie sich an die Steine, widersetzte sich der mächtigen Anziehungskraft. Aber die Steine lösten sich aus ihren Vertiefungen und flogen gemeinsam mit ihr. Durch die halb geöffneten Lider sah Medea vor sich drei große Sterne: einen roten, einen grünen und einen blauen Stern. Die Sterne kreisten schwindelerregend über ihr, beschrieben farbige Kreise im Raum. Sonderbar keuchend drängte das Meer heran, es war, als wollte schier alles, das gesamte Universum, in Medea eindringen. Und Medea spürte, wie sie sich öffnete, spürte in ihren reglosen Körper den Schmelzfluß der Sterne dringen, heiß und unendlich, dreist und ungestüm.

Medea erwachte. Die zwölf Dienerinnen standen neben ihr und machten Gesichter, als betrachteten sie ein unbekanntes, vom Meer unversehens ans Ufer geworfenes Lebewesen. Als Medea die Augen öffnete, riefen sie im Chor: »Sie hat geschlafen!« Und fröhlich lachten sie, daß es klang, als ob zwitschernd eine Vogelschar aufstob.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, rot und wie Wildhonig sämig. Ein ebenso purpurner, breiter Streifen erstreckte sich von der Sonne bis zum Strand über das Meer. Auch auf den nackten Armen der Dienerinnen glänzte die Sonne. Medea war noch nicht zu sich gekommen, sie begriff nicht, warum die Mädchen sie so sonderbar betrachteten. Dann fiel ihr alles ein, sie sprang auf, wandte sich von den Freundinnen ab und zog rasch das Kleid über, denn wieder fühlte sie deutlich am ganzen Körper die heißen Spuren der Küsse. Drei Kußflecke, drei Sternen ähnlich, brannten auf ihrer Brust: ein roter, ein grüner und ein blauer.

Medea flocht ihr Haar zu Zöpfen, schlang die Zöpfe um den Kopf und befestigte sie mit einem hölzernen Stäbchen. Die Mädchen ergriffen gleichfalls ihre Kleider, und wie ihre Herrin schlangen auch sie in Eile das nasse, schwere Haar um den Kopf, und schon im nächsten Augenblick waren alle abmarschbereit. Im Gänsemarsch schritten sie über den zum Tempel führenden Pfad. Hinter ihnen seufzte das Meer. Voran ging Medea: auf neue Art fraulich, erschreckt und glücklich. Auf ihrem fröstelnden, blassen Gesicht lag ein Lächeln, gleichsam die Einladung aus einem fremden Land, das sie bisher nur aus Karissas Reden gekannt und das sie stets geschreckt und erregt hatte, wie den Schau-

spieler die Bühne – bis zu dem Moment, da er sie mit vor Lampenfieber unsicherem Fuß betritt. Doch der Schauspieler weiß, daß Angst und Aufregung nichts sind, verglichen mit jener Zauberkraft, die auf den Brettern über ihn kommt und ihn fähig macht, das zu tun, wozu er sich sonst nie erkühnen würde.

Medea hatte jetzt ähnliche Empfindungen. Wie ein Schauspieler der Bühne, so strebte sie mit zitternden Knien und lächelndem Gesicht dem Leben zu, dorthin, wo man sie schon erwartete und ihr einen Platz bereithielt. Medea war ganz sicher, daß Karissa dies so wollte, daß Karissa es war, die sie auf ihre Seite hinüberziehen, in ihre Welt zu locken versuchte, damit auch Medea all das erfuhre, was sie selbst erlebt und erlitten hatte. Medea wußte, daß ihre ältere Schwester ein unseliges Schicksal hatte, doch selbst solch ein Unglück erschien ihr reizvoll und verführerisch wie alles, was mit Karissa verbunden war. Soll geschehen, was du willst, dachte Medea, deinetwegen bin ich so kühn! Medea wurde auf einmal nachgiebig und großzügig, wie ein Kind, das endlich das allerschönste Spielzeug bekommen hat und es mit aller Kraft an sich drückt. Das »allerschönste Spielzeug« war für Medea ihr Traum. Um keinen Preis hätte sie ihn jemandem offenbart oder gar abgetreten, dieser Traum gehörte ihr und nur ihr, und sie war glücklich, ihn zu besitzen. Die Hauptsache war jetzt, der Versuchung zu widerstehen und ihn ja nicht weiterzuerzählen, sonst konnte ihr noch passieren, was einem gewissen dummen Jungen passiert war – und zu Recht, warum hatte er nicht die Zunge im Zaum gehalten und seinen Traum der Stiefmutter erzählt! »Mütterchen, Mütterchen«, äffte Medea im stillen jenen Jungen aus dem Märchen nach, »ich habe zwischen der roten Sonne und dem hellen Mond gesessen, und im Glanz eines Sterns durfte ich mich waschen.« Mußte da die Stiefmutter nicht neidisch werden, durfte man so etwas erzählen? Freilich, jener Junge überließ seinen Traum weder der Stiefmutter noch dem König, dafür aber fiel er am Schluß mitsamt seinem Traum in die Grube.